

# JESUS TUT GUT

Es ist aber in Jerusalem beim Schaftor ein Teich, der heißt auf Hebräisch Betesda. Dort sind fünf Hallen; in denen lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Ausgezehrte. Es war aber dort ein Mensch, der war seit achtunddreißig Jahren krank. Als Jesus ihn liegen sah und vernahm, dass er schon so lange krank war, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden? Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, der mich in den Teich bringt, wenn das Wasser sich bewegt; wenn ich aber hinkomme, so steigt ein anderer vor mir hinein. Jesus spricht zu ihm: Steh auf, nimm dein Bett und geh hin! Und sogleich wurde der Mensch gesund und nahm sein Bett und ging hin.

*Johannes 5*

## EINE WUNDERERZÄHLUNG IST KEINE GEBRAUCHSANWEISUNG.

Es ist eine erstaunliche Geschichte, die Johannes berichtet. Ein Zeichen Jesu, um ihn besser zu verstehen. Eine Geschichte, die schon damals Staunen hervorrief. Die Menschen waren verwundert. Jesus hat einen Kranken geheilt. Das waren die Leute gewohnt. Der Ruf, dass Jesus die Kranken heilt, ging ihm voraus. Und an diesem Ort rechneten die Menschen sowieso mit Heilungswundern.

Der Teich Betesda liegt nahe dem Tempel von Jerusalem. Er diente als Wasserreservoir für die Opfer im Tempel und wurde sozusagen in einer Zweitverwertung als Heilquelle genutzt. Der Name bedeutet "Haus der Barmherzigkeit". Der Teich galt als ein magischer Ort, wie es sie auch heute gibt.

Jesus besucht diesen Ort, weil ihm die Menschen am Herzen liegen, die hier – meist vergeblich – auf Hilfe hoffen. Vielleicht würde er heute auf eine Esoterikmesse gehen und schauen, wer wohl seine Hilfe braucht. Die Volksfrömmigkeit verband mit diesem Teich große Erwartungen. Immer wenn sich das Wasser bewegte, musste ein Engel seine Finger im Spiel haben. Wir wissen heute, dass es der Luftdruck war, der das Wasser in Bewegung setzte, selbst, wenn kein Wind ging. Aber die Leute meinten, das müsse ein Engel sein.

Jesu Blick fällt auf einen Mann, der wohl zu den ärmsten der Armen gehörte. Er war seit 38 Jahren krank und hoffte auf ein Wunder. Ich bewundere diesen Mann! Er hatte die Hoffnung nicht aufgegeben. Aber das Wunder ging immer an ihm vorbei. Der chronisch Kranke war hilflos. War er blind? War er gelähmt? Jedenfalls schaffte er es nie, als erster ins Wasser zu kommen, wenn sich das vermeintliche Wunder ankündigte. Er hatte niemanden, der ihm ins Wasser half. Zur Krankheit kommt oft auch die Einsamkeit hinzu. Die Gesunden meiden die Kranken. Wer dauerhaft behindert ist, der ist oft auch allein. Ganz allein wird er nicht gewesen sein. Irgendwer musste ihn ja morgens zum Teich schleppen und ihm zu Essen geben. Aber diese Helfer haben nicht den ganzen Tag Zeit, an seinem Bett zu sitzen und mit ihm auf das Wunder zu hoffen.

Jesus heilt diesen einen Kranken. Er fragt, ob er gesund werden will. Aber der antwortet nicht einfach mit Ja, sondern mit seiner ganzen Verzweiflung: „Ich habe keinen Menschen“. Jesus geht nicht auf die Frage ein, ob es nicht doch einen netten Nachbarn geben könnte. Er gebietet dem Kranken aufzustehen und – das Wunder geschieht. Ohne Engel, ohne Wasser, ohne Wunderheiler. Es kommt zu einer Spontanheilung.

Diese wünschen wir auch den Kranken in unserem Umfeld und unseren Familien. Aber Wunder sind nicht wiederholbar. Die übrigen Patienten werden staunend zugesehen ha-

ben. Ob sie auch versucht haben, aufzustehen? Sie blieben krank. Die Ausnahme ist ein Zeichen. Eine Methode kann man daraus nicht ableiten.

Auch heute werden Menschen auf wundersame Weise gesund. Das passiert Christen und Heiden. Aber es gibt keine Therapiemethode, die das Wunder bewirken könnte. Gäbe es sie, dann würde niemand mehr ins Klinikum gehen. Selbst dort, wo Menschen heute Wunder erwarten, geschehen sie nicht. In Lourdes (Wallfahrtsort in Frankreich) zum Beispiel gibt es nicht mehr Spontanheilungen als im statistischen Mittel. Und wer Konferenzen besucht, bei denen Wunderheilungen versprochen werden, dem werden oft genug falsche Versprechungen gemacht.

## DAS LEBEN HÄLT ÜBERRASCHUNGEN FÜR UNS BEREIT, DIE UNS STAUNEN LASSEN.

Wenn Wunder nicht machbar sind, dann stellen sich natürlich viele Fragen: Warum beteten wir in der Gemeinde für Kranke? Warum ist die Fürbitte des Gebetskreises so wichtig? Machen wir etwas falsch, wenn es weiterhin Kranke unter uns gibt? Haben wir keine Vollmacht? Sprechen wir die falschen „Formeln“?

Wir sehnen uns danach, dass unsere Kranken gesund werden. Wir wünschen uns, dass sie wieder gehen können, dass sie wieder selbstständig leben, ihren Alltag gestalten können. Manchmal erleben Menschen in unserer Mitte Besserung. Sie werden wider Erwarten gesund und wir freuen uns dann sehr. Viele andere werden im Laufe ihres Lebens ernsthaft krank und werden wieder gesund, ohne das als Wunder anzusehen. Sie meinen: Die Kunst der Ärzte, irgendein Wundermittel hätte sie geheilt.

Zum Wunder gehört, dass es nicht wiederholbar ist. Das ist gerade das Besondere, dass Gott eingreift und wir nicht verstehen. Sonst wäre es ja ein leichtes, das Wunderheilen zum Geschäft zu machen. Wunderheiler gab und gibt es zu allen Zeiten. Sie versprechen mit Hilfe von besonderen Techniken, Menschen gesund zu machen.

Die Wunder Jesu im Johannesevangelium sind Zeichen. Damit aus einer wunderbaren Heilung ein Zeichen wird, braucht es mehr als nur einen seltsamen Heilungsverlauf. Es braucht die Verbindung mit Jesus, dem Heiland. Und darauf zielt das Gebet ab. Es bringt den Kranken und den Heiland miteinander in Kontakt. Und wenn der Kranke in einen Dialog mit Jesus eintritt, dann wird sich ein Wunder ereignen. Denn dann ist der Kranke nicht mehr allein. Einer kümmert sich, der den Kranken ernst nimmt. Jesus ist nicht

am einfachen Wiederherstellen von Leistungsfähigkeit interessiert. Er will ein Zeichen setzen.

Wenn ich für einen Kranken bete, dann geht es nie darum, dass ich als Pastor oder als Christ eine besondere Fähigkeit hätte. Ich bete mit dem Kranken zu Jesus, der unser Heiland und Arzt ist. Dann wird auch die erfahrene Heilung ihm zu verdanken sein. Als Beter trete ich da ganz in den Hintergrund. Und wenn ich selbst in Not bin und bete, dann vertraue ich nicht der Macht meines Glaubens. Ich bete, dass Jesus mir hilft und freue mich, wenn ich aus der Not herausfinde und weiß, wem ich das zu verdanken habe.

Sollte man die Hoffnung auf ein Wunder also lieber sausen lassen? Damit man nicht enttäuscht wird? Nein. Das Leben ist nicht durch das Schicksal vorherbestimmt. Die Wendung zum Guten bleibt immer eine Möglichkeit. Denn die Zukunft liegt in Gottes Hand und der Schöpfer hat die Schöpfung im Griff. Darum ermutigen wir uns gegenseitig. Niemand ist abgeschrieben, auch wenn seine Krankheit noch so schwer ist und es wenig wahrscheinlich ist, dass sich die Gesundheit wieder einstellt.

„Gesundheit ist das höchste Gut“, sagen viele. Aber das ist ein Irrtum. Das Wichtigste ist nicht unsere Gesundheit, sondern unsere Beziehung zu Jesus, unserem Bruder, der uns zu Kindern Gottes macht. Das wichtigste für Kinder Gottes ist nicht Wohlstand und Gesundheit, sondern eine starke Hand, die mich niemals los lässt.

## DAS LEBEN SOLL EINE NEUE RICHTUNG BEKOMMEN.

Jesus hat den Kranken nicht einfach nur gesund gemacht. Er hat seinem Leben eine neue Richtung gegeben: Er sollte sein Bett nehmen und damit losziehen. Jesus hat ein Zeichen gesetzt: Gott liebt die Menschen und will ihr Heil. Nun soll auch der Geheilte ein Zeichen setzen: Seht her, Gott hat mir geholfen. Jesus ist mein Heiland. Zum Wunder gehört immer auch das Lob Gottes. Aus einem Kranken, der keinen Menschen an seiner Seite hat, wurde ein Gesunder, der Gott an seiner Seite hat. Jesus hat ihm eine neue Ausrichtung gegeben. Im weiteren Verlauf der Geschichte wird deutlich, dass es nach dem Wunder weiter geht. Der Geheilte wird zum Botschafter. Er sagt weiter, was ihm gut getan hat. Alle sollen erfahren, dass Jesus uns gut tut.

*Pastor Frank Fornaçon,  
Kirche im Hof, Kassel*

# DIE GELEBTE DANKBARKEIT

Der Samariterdienst ist das christliche Urbild für das Gesundheitswesen. Die Haltung des Samariters, die in so deutlichem Kontrast zum brutalen Egoismus der Räuber und zum bornierten Diensteifer der beiden Tempeldiener steht, ist das Grundmodell für die Haltung im christlichen Gesundheitsdienst.

## PRIESTER UND LEVIT ODER: DIE GNADENLOSE PFLICHTMAXIME

Im Gleichnis symbolisieren Priester und Levit eine Dienstgesinnung, die in ihrem Eifer, für göttliche und menschliche Herren tadellos und makellos zu marschieren und zu funktionieren, über Leichen gehen kann. Alles, was zählt, ist die Pflicht, jede Regung des Herzens wird ihr gnadenlos untergeordnet. So hat Immanuel Kant den „kategorischen Imperativ“ verstanden: Ich entscheide mich bewusst gegen meine Neigung für die Pflicht.

„Misericordia“ hieß die Barmherzigkeit im Lateinischen der alten Kirche und das deutsche Wort dafür meint wohl dasselbe: ein Herz für den Menschen in Elend und Armut. Kant stellt die Pflicht über das Herz. Eine solche Ethik kann heroische Opferleistungen von Menschen hervorbringen, die ihre eigenen Bedürfnisse zugunsten erhabener Ziele völlig zurückstellen. Dieses Denken hat die christliche Dienstauffassung und mit ihr auch den pietistisch erzogenen Immanuel Kant tief geprägt. Das idealisierte man im protestantischen Preußen. Aber auch das Luthertum in Bayern konnte den christlichen Dienst so verstehen. „Mein Lohn ist, dass ich darf“, schrieb Wilhelm Löhe, Pfarrer und Gründer der Neuendettelsauer Diakonie, seinen Diakonissen ins Stammbuch. Seiner Ambivalenz wegen ist der Satz berühmt geworden. Wenn er aus dem Herzen gesprochen ist, prägt ihn echte Dankbarkeit. Wenn er die Pflicht der Selbstverleugnung meint, ist er grausam und kann zur Rechtfertigung sklavischer Arbeitsverhältnisse verwendet werden. Aber das erbarmungslose Diktat der Pflicht findet sich auch in der katholischen Dienstethik. Der ebenfalls durch männliche Hand verfasste „Leitfaden für den asketischen Unterricht in Schwesterngenossenschaften“ aus dem

Jahr 1925 etwa wendet die Kardinaltugend „Mäßigung“ auf den Dienst der Schwestern an. Eigentlich meint diese Tugend das vernünftige Maß der Selbstdisziplin. Sehr ausführlich wird sie dort aber als völlige Selbstverneinung um der Pflicht willen definiert. Idealisiert werden „Selbstverachtung“, Ablehnung jeglichen Lobes, Liebe zu „niedrigen Arbeiten und niedrigen Stellungen“ und klaglose, selbstablehnende Leidensbereitschaft. Das sei die wahre Demut.

Dieses Pflichtverständnis haftet dem christlichen Gesundheitsdienst und nicht nur diesem noch immer an. Dass soziale Berufe insgesamt und besonders Pflegeberufe so wenig attraktiv geworden sind und schlecht bezahlt werden, ist wohl zu großen Teilen eine Folge davon. Ähnlich wie beim Hausfrauenberuf wird hier als selbstverständlich angesehen, was in anderen, männlichen Domänen auf heftigen Widerstand stoßen würde.

## DIE RÄUBER ODER: DIE GNADENLOSE PROFITMAXIME

Die Räuber im Gleichnis scheren sich nicht um die Nächstenliebe, sondern denken nur an den eigenen Profit. Ihnen ist der Schwache Beute. Sie helfen und heilen nicht, sie kränken und verletzen, sie nehmen dem, der am Boden liegt, Ehre und Besitz. Das ist durchaus ein Modell für das Gesundheitswesen im Konkurrenzverhältnis „freier“ Wirtschaft. In der Tat: Dort bluten sie aus, Pflegebedürftige wie die Arbeiterschaften. Vor etwa 15 Jahren verdingte sich der Manager Markus Breitscheidel inkognito als Mitarbeiter in der Altenpflege. Er lernte die wahren Zustände in mehreren Heimen kennen und schrieb ein aufrüttelndes Buch über seine schockierenden Erfahrungen. Ein roter Faden verband die Einrichtungen, in denen der Dienst Sklavenarbeit und das Dasein der Pflegebedürftigen reines Elend war: das Sparen am Personal. Das ist bis heute so geblieben und sogar noch schlimmer geworden. „Eine Verbesserung der Gesundheit des Bewohners ist ökonomisch betrachtet ein Verlust für die Heimbetreiber“, fasst der gelernte Manager lakonisch zusammen. Schon vor Jahrzehnten prägte

*„Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halbtot liegen. Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er vorüber. Desgleichen auch ein Levit: als er zu der Stelle kam und ihn sah, ging er vorüber. Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte er ihn“.*

*Lukas 10,30-33*

der Psychologe Wolf Wolfensberger den Begriff des „Totmachens“ für den Umgang mit Menschen in den Pflegeheimen und meinte damit: Man bringt sie nicht um, aber man lässt sie vor die Hunde gehen.

Doch Breitscheidel hat auch noch anderes zu berichten, wenngleich es die Ausnahme ist: Dort, wo das Personal nicht nur als Humankapital betrachtet, sondern partnerschaftlich ernstgenommen und gut behandelt wird und ausreichend vorhanden ist, da blühen auch die Heimbewohner auf. Was ist das entscheidend andere in solchen Institutionen? Ich möchte Folgendes behaupten: Es ist eine Haltung der Dankbarkeit, die nicht gefordert, sondern gelebt wird.

### DER SAMARITER ODER: DIE GELEBTE DANKBARKEIT

Der Samariter ist das Vorbild der Dankbarkeit. Worin sich das zeigt, hat Friedrich Schiller trefflich durch ein Gedankenexperiment anschaulich gemacht. Er setzte für den Samariter im Gleichnis Menschen mit unterschiedlichen Haltungen ein. Auch der Pflichtbestimmte tritt auf den Plan. Durchaus ernsthaft und korrekt führt er erst einmal die Diagnose durch. „Es wird mir schwer werden, sagt er endlich, mich von dem Mantel zu trennen, der meinem kranken Körper der einzige Schutz ist, und dir mein Pferd zu überlassen, da meine Kräfte erschöpft sind. Aber die Pflicht gebietet mir, dir zu dienen.“ „Dank dir, braver Mann, für deine redliche Meinung“, antwortet ihm der Niedergeschlagene, „aber du sollst, da du selbst bedürftig bist, um meinetwillen kein Ungemach leiden.“ Schließlich lässt Schiller einen Menschen auf die Bühne treten, dem die Not des andern einfach nur das Herz berührt. Auch er muss helfen, aber nicht aus Pflicht, sondern aus Zuneigung. Es jammert ihn! Er leidet mit und kann darum den andern hier nicht liegen lassen. Das ist schön!, stellt Schiller fest.

Schiller kritisiert hier die Pflichtethik Kants, den er sehr verehrt, mit respektvoll zartem Federstrich. Jene Haltung hat viel für sich, aber eines fehlt ihr: die Liebe. Sie kommt nicht aus dem Herzen. Darum ist sie zwar beeindruckend, aber nicht schön. Mir sind viele Christen und Nichtchristen begegnet, die ihr Leben von der gnadenlosen Pflichtmaxime bestimmen ließen und von anderen dasselbe erwarteten. Was oft dabei herauskommt, ist leider gar nicht schön.

Der Samariter leidet mit und sein Dienst kostet ihn etwas, aber er hat keinen Disstress und darum wird er auch nicht ausbrennen, wenn ihn noch etliche weitere Notfälle herausfordern, die nach seinem Engagement verlangen. Er wird sich nicht entziehen, aber auch das Maß nicht verlieren. Er wird das alles nicht für besonders großartig halten, weil er es gern tut. Es ist ihm



# DANKBARKEIT

eine Freude und Ehre, für andere Menschen da zu sein und ihnen helfen zu können, wieder auf die Beine zu kommen. Er ist ihnen dankbar, dass sie sich ihm anvertrauen.

So gesehen könnte Löhes Diakonissenspruch jenen ganz anderen Klang bekommen. „Mein Lohn ist, dass ich darf“: Ich bin dankbar, gerade jetzt hier des Wegs gekommen zu sein, wo dieser Mensch mich so dringend braucht. Ich bin dankbar, dass er sich von mir helfen lässt und ich Kraft, Geld und Können habe, ihm zu geben, was nötig ist.

Der Tod der Menschlichkeit im Gesundheitswesen ist der Tod der Dankbarkeit. Wenn sterbenskranke Gesundheitseinrichtungen genesen, nimmt das mit der Dankbarkeit der Führungspersonen seinen Anfang: Ich bin dankbar, dieser fähigen und willigen Mitarbeiterschaft dienen zu dürfen und ihr mit Verständnis, Geduld, Mut und Fantasie helfen zu können, dass sie selbst ihren Dienst von Herzen gern und unter menschenwürdigen Bedingungen verrichtet.

Auch dafür können wir dankbar sein: für die Freiheit, uns wehren zu können, wenn die Zustände nicht mehr tragbar sind; für Mitarbeitervertretungen und notfalls Anwälte, die sich für unsere Rechte einsetzen; dafür, dass wir Stellen wechseln können und vieles mehr dergleichen. Wir sind nicht nur Opfer von Verhältnissen, sondern wir sind mit Verantwortung betraut und können unsere Spielräume ausschöpfen, um zu verändern, was der Veränderung bedarf. Nicht zuletzt: Wir können uns in souveränem Selbstbewusstsein der Gesundheitspolitik erbarmen, wo sie selbst am Boden liegt, weil die Räuber der Profitgier ihr Kraft und Mut genommen haben. Wir können uns auf das Subsidiaritätsprinzip besinnen, das zu Beginn unserer demokratischen Republik den Ton im Sozial- und Gesundheitswesen angab. Statt in dumpfem Opferwahn und irrem Fremdenhass „Wir sind das Volk“ zu grölen, können wir uns

dankbar erinnern, welch ungeheurer Segen sich vor 30 Jahren die Bahn brach, als sich viele mutige Deutsche in dem Glauben und in der Hoffnung zusammenfanden, dass wirklich sie das Volk sind, das Verantwortung dafür trägt, ob die Dinge so bleiben, wie sie sind, oder ob sie sich ändern – selbst fähig und berufen, die untragbar maroden Zustände des Systems zu überwinden, das sie gefangen hielt. Subsidiarität bedeutet: Der Staat übernimmt nur das, was die Einzelnen und die selbständigen Institutionen und Verbände nicht zu tun im Stande sind. Wie dankbar dürfen wir dafür sein, in einem demokratischen Staat zu leben, der uns das ermöglicht und erlaubt.

Die Dankbarkeit nimmt das an, was gegeben ist, weil es als solches aufgegeben ist. Je größer die Schwierigkeiten, desto größer ist die Aufgabe. Das ist typisch christlich: einem Gott zu vertrauen, der uns gewaltige Aufgaben zumutet, weil er weiß, dass wir es schaffen können. In diesem Gott der Ermutigung, wie Paulus ihn nennt, an den Sinn in aller Wirklichkeit zu glauben, das ist uns die stärkste Quelle der Dankbarkeit und größte Kraft der erneuernden Veränderung. ■



**Dr. phil. Hans-Arved Willberg,**  
Theologe und Pastoraltherapeut,  
Karlsruhe